REPUBLIK: https://www.republik.ch/2026/07/08/sich-das-eigene-ich-erschreiben

Sich das eigene Ich erschreiben

Beide kamen einst als Adoptivkinder in die Schweiz: Nun verarbeiten Gianna Olinda Cadonau und Jean-Raoul Austin de Drouillard in ihren Büchern innere Konflikte um Identität und Zuschreibung – Fragen, die auch unseren Autor beschäftigen.

Von Martin R. Dean (Text) und Dhrutika Khimani (Illustration), 08.07.2026

Zwei literarische Neuerscheinungen dieses Frühjahrs haben mein besonderes Interesse auf sich gezogen. Es sind zwei postmigrantische Lebensentwürfe, die sich, trotz ihrer Unterschiedlichkeit, grundsätzlich mit den Schwierigkeiten und Widersprüchen der Selbstverortung in einer fremden Heimat befassen.

In den Kurzgeschichten «Am Kantenhain» von Gianna Olinda Cadonau sowie dem autofiktionalen Roman des kürzlich verstorbenen Autors Jean-Raoul Austin de Drouillard (mit dem in der deutschen Übersetzung drastischen Titel «Im falschen Leben. Eine Jugend») entwerfen zwei in die Schweiz Adoptierte ihre Identität zwischen Fremdzuschreibung und Selbstbestimmung.

Cadonau kam 1983 in Indien zur Welt und wuchs im Engadin auf, Austin de Drouillard wurde 1961 als haitianischer Junge von dem Basler Kinderarzt Ernst-Robert Schwartz in die Schweiz gebracht und in dessen Familie erzogen. Bei beiden Büchern interessiert mich, wie zugewanderte People of Color in einer weissen Mehrheitsgesellschaft ihr Selbst bewahren, was der weisse Blick bei ihnen auslöst und wie ihre Geschichte die Verfasstheit der Mehrheitsgesellschaft reflektiert. Denn die Frage, wie die Selbstbestimmung durch Zuschreibungen, seien sie nun wohlmeinend oder abwehrend, ihre Identität beeinflusst oder beschädigt, ist für Zuwanderungsgesellschaften heute wie morgen eine zentrale Frage.

Wie reagieren Betroffene auf die täglichen Mikroausgrenzungen und Infragestellungen? Wo erzeugt Abwertung Schamgefühle? Wo verkehren sie sich in Wut oder Auflehnung? Und wo geben sie den Stoff für Ironie und für Romane, die ästhetisch über das Erzählte hinausgehen?

Zum Autor

Martin R. Dean lebt als Schriftsteller und Essayist in Basel. Seine Vorfahren stammen mütterlicherseits aus dem Aargau und von der Insel Rügen, väterlicherseits sind sie indisch-karibischer Abstammung aus Trinidad. Zuletzt veröffentlichte er den Roman «Tabak und Schokolade», der für den Schweizer Buchpreis 2024 nominiert war, sowie den Essayband «In

den Echokammern des Fremden» (2025). Für die Republik schrieb er 2024 einen Essay über den Autor Edgar Mittelholzer.

Die Frage, welche Gewalt im «Othering» steckt und wie diesem eine Sprache gegeben werden kann, begleitet mich in meinem Schreiben seit längerem und lenkt mein Lektüre-interesse. In der Zeit, in der Black Lives Matter nichtweisse Menschen sichtbarer machte, suchte ich nach einer Narration, um dieses Auftauchen der anderen in der Mehrheits-gesellschaft zu beschreiben. Während ich mit meinem Roman «Tabak und Schokolade» meinen kolonialen Wurzeln nachging, wurden in grossen Schweizer Städten «Stammtische» und Podien von Menschen mit Migrationsgeschichte abgehalten, damit sie ihre Geschichte erzählen und sich bekanntmachen konnten.

Mit dieser Geschichte der Eingewanderten oder ihrer Kinder wurde auch ein Stück Schweizer Geschichte miterzählt. Deutlich wurde, dass für viele von ihnen die Selbstverortung in der Heimat eine lebenslange, komplizierte und schmerzhafte Anstrengung ist.

So auch für die Autorinnen der genannten Bücher.

Integrationstheater – Jean-Raoul Austin de Drouillard

Anfang der Sechzigerjahre wird Jean-Raoul Austin de Drouillard Zeuge, wie die Tonton Macoutes, die Mörderbanden des Diktators François Duvalier, seine Eltern umbringen. Ein Schweizer Freund der Familie, der Kinderarzt Ernst-Robert Schwartz, der im Buch «Monsieur» oder «Bobby» heisst, rettet den Jungen aus den Wirren und bringt ihn nach Basel.

Austin de Drouillard entstammt einer Familie der haitianischen Oberschicht und sein Stammbaum ist typisch für die Kolonialgeschichte der Karibik: Seine ermordete Mutter war eine «Quarteronne», wie man früher eine Mixed-Race-Person nannte, eine «Prinzessin», deren Herkunft auf den Hofstaat des Kaisers Jean-Jacques Dessalines zurückging. Ihr Vater gehörte zu den Weissen Sklavenhaltern. Der andere Teil ihrer Abstammung führte zu den westafrikanischen Dogon und dem karibischen Volk der Arawak. Austins de Drouillards Vater wiederum war ein Nachkomme der französischen Sklavenhalter und Ausbeuter auf der Insel, die mit den auf den Zuckerrohrfeldern arbeitenden Sklavinnen Kinder zeugten.

Erst allmählich gewöhnt sich Austin de Drouillard an die fremde Schweizer Umgebung, und von seiner adeligen Herkunft und den Kindheitsjahren in Haiti bleiben ihm nur noch funkelnd-exotische Erinnerungssplitter, ekstatische Augenblicke beim Flussbaden und dunkle Riten, die der Voodoo-Göttin Oshun gewidmet sind. Er lernt den Schnee kennen, den neuen Menschenschlag, und er wird mit einem stereotypen Schweizbild konfrontiert, von dem ich mich frage, ob es der nachträglichen Erinnerung des Autors oder der didaktischen Simplifizierung seines Erziehers entstammt.

Diese Schweiz, in der Mythen wie die von Wilhelm Tell, geniale Uhrmacher, Toblerone und der Geist Calvins im Zentrum stehen, ist in fast allem das Gegenteil von der von ihm als funkelnd-farbig, chaotisch und abergläubisch geschilderten Karibikinsel. Er wird im noblen Haus zum Schöneck im Basler St. Alban-Quartier untergebracht, dem Wohnsitz seines Adoptivvaters, dessen grosse, dunkle Zimmerfluchten ihm unheimlich sind. Und seine Erziehung folgt den rigiden Werten der Musterschweiz.

Aber das Kind fremdelt mit der neuen Heimat. Bei seiner Einreise wird er von den Zollbeamten bis auf die Unterhosen ausgezogen und kontrolliert, und in Basel ruft Fräulein

Müller, die Bedienstete seines Adoptivvaters, als Erstes: «Guete Daag, Herr Doggter. Wie isch d Räis gsi? (…) Schregglig, was in dem Land vor sich goot! (…) Fuurchbaar … Schreggligi Lüt … E schööns gläins Näägerli!»

Dieses Fräulein wird ihn in seine Albträume begleiten.

Solche Schilderungen lassen etwas von der Gewalt spüren, die die Anpassung impliziert. Zur Beglaubigung seiner Erfahrungen wählt Austin de Drouillard die Form der Autofiktion, eine autobiografisch geprägte Erzählperspektive also, die das «Ich» aber nicht als gegebenes, sondern durch das Erzählen erst zu gewinnendes setzt. Denn es geht auch um die Authentizität von Erfahrungen, die die Umwelt nicht nachvollziehen kann oder will. Auch als älterer Romancier verweigert sich Austin de Drouillard der auktorialen Objektivität, er steht nicht über den Dingen, sondern mittendrin und sucht nach einer Sprache für seine Erlebnisse, die er als Jugendlicher nicht einordnen konnte. Er tut dies ohne Empörung, oft mit einem Anflug von Sarkasmus, immer mit Gelassenheit.

Aber nicht immer gelingt es ihm, das Schmerzliche anschaulich mitzuteilen. Zuweilen bleiben seine Schilderungen an der Oberfläche, denn die heftigsten Fröste der Fremdheit sind ihm nicht erzählbar. Seine dauernden Albträume aber lassen die psychische Gewalt der Assimilation spüren, etwa wenn er sich verzweifelt an seinen Erzieher wendet: «Ich erzählte ihm von meinem Albtraum, flehte ihn an, mich niemals mit Fräulein Müller allein zu lassen.»

Eines Tages nimmt Schwartz, der jüdischen Glaubens war, seinen Adoptivsohn mit in die Synagoge und besiegelt seinen Übertritt ins Judentum. Aber seine Unterweisung ins Jüdische bleibt ihm ein Leben lang äusserlich: «Ich spielte einfach mit bei diesem Theater», schreibt Austin de Drouillard. Und die Fragen, die er an sich selbst stellt, zeugen mehr von seiner Verzweiflung als von seinem Fassungsvermögen: «Bin ich ein Jude? Was definiert mich als Juden? Woran lässt sich das festmachen? Einmal, als Monsieur von mir sprach, sagte er: ‹ein kleiner Junge, schwarz und … jüdisch›. Bin ich ein Jude, sobald mich jemand als solchen bezeichnet? Gibt es ein jüdisches Verhalten? Jüdisch sein, ist das wie eine Automarke? Ein Nummernschild, das mich von den anderen unterscheidet? Und wenn ich kein Jude bin, was bin ich dann?»

Wie kommt er mit der doppelten Identität als Man of Color und Jude zurecht? Ich lese seine Coming-of-Age-Geschichte immer wieder mit Erstaunen, etwa wenn er schildert, dass ihm Schwartz in seinem Kinderzimmer einen grossen Spiegel installiert hat. «Damit du dich immer gut selbst sehen kannst», habe sein Adoptivvater diesen Schritt kommentiert. Austin de Drouillard fährt fort: «Als ich eines Tages aus der Badewanne stieg, fand ich mich einer nackten Spiegelung gegenüber. (…) Ich? Nicht sicher.»

Auf die totale Verunsicherung durch sein Spiegelbild reagiert er schliesslich mit Wohlgefallen. Steigert er also seine Selbstliebe, um vor dem Blick des Adoptivvaters bestehen zu können?

Der karibische Kulturwissenschaftler Frantz Fanon beschreibt in «Schwarze Haut, weisse Masken» die Effekte des kolonialen Blicks auf die Schwarze Identität: «Und dann geschah es, dass wir dem weissen Blick begegneten. (…) In der weissen Welt stösst der Farbige auf Schwierigkeiten bei der Herausbildung eines Körperschemas. Eine Erkenntnis in der dritten Person. Ich weiss, wenn ich rauchen möchte, muss ich den rechten Arm ausstrecken und nach dem Päckchen Zigaretten greifen (…). Und das Körperschema (…) brach zusammen und machte einem epidermischen Rassenschema Platz.»

Fanon bringt hier das Beispiel einer Abspaltung, zu der der Fremdblick den Schwarzen Körper nötigt. Denn für ihn ist der Blick des Weissen ein gewalttätiger Blick, der den Betroffenen von sich selbst entfremdet und ihn der Selbstverständlichkeit seines Körpergefühls beraubt. Austin de Drouillard formuliert diese Selbstentfremdung so: «Dauernd habe ich das Gefühl, auf einer Bühne zu stehen. Im tragikomischen Sinne. Das Wichtigste ist, die kulturellen, sozialen und intellektuellen Codes (…) zu beherrschen.» Oder, mit den Worten Frantz Fanons: «Das Ziel seines Handelns werden die anderen (in Form der Weissen) sein, denn nur die anderen können ihn valorisieren. Das gilt für die ethische Ebene: Selbst-Valorisierung.»

Während seiner Pubertät leidet Austin de Drouillard immer stärker an Angstzuständen: «Ich schlug mich durch, indem ich einfach jemand anderes zu sein versuchte, bis dieses falsche Ich doch zu meiner Persönlichkeit wurde.» Der Adoptivvater lässt nicht davon ab, den Körper seines Schützlings nach bestem Wissen und Gewissen mit ballaststoffreichen und gesunden Nährstoffen zu versorgen, ihn zu untersuchen, abzuhorchen und zu überwachen. Der Junge wird gegen Diphterie, Kinderlähmung, Starrkrampf, Keuchhusten geimpft, doch kommt ihm diese Fürsorge überzogen und übergriffig vor.

Der Adoptivvater, so schreibt Austin de Drouillard, habe sich «mit derselben Hingabe um meine Gesundheit» gekümmert «wie ein Forscher um sein Versuchskaninchen». Es ist, wie er sarkastisch bemerkt, das «Bundesamt für Gesundheitswesen», das seinen Körper in Besitz nimmt.

Die Panikattacken des Jungen veranlassen Schwartz zuletzt, ihn zu einer Kinderpsychologin zu schicken. «Ich hatte die Gewissheit», schreibt Austin de Drouillard, «dass sich meine Ängste näher bestimmen liessen: als identitär, existenziell. (…) Ich würde mir nun eine Identität schmieden, eine Existenz finden müssen, mit der ich übereinstimmte.»

Als Heranwachsender bricht Austin de Drouillard aus und führt ein Leben jenseits aller bürgerlichen Normen, während sein Erzieher versucht, ihn mit einer trockenen epikureischen Sentenz in Zaum zu halten: «Wenn wir also sagen, dass die Lust das Lebensziel sei, so meinen wir nicht die Lüste der Wüstlinge und das blosse Geniessen.»

Aber weder die humanistische Bildung noch der stupende Luxus helfen, Austin de Drouillards Libido zu sublimieren und seinen Lebenswandel dem halb calvinistischen, halb von jüdischer Kultur geprägten Milieu des Adoptivvaters anzupassen. Und auch nicht die standesgemässen Geschenke, die er von ihm erhält: das Dressurpferd oder der Rolls-Royce, der ihn prompt in die Racial-Profiling-Falle der Basler Polizei tappen lässt. «Dunkelhäutiger fährt ohne Fahrbewilligung in der Schweiz», so titelt am nächsten Tag der Boulevard. Schon damals, in den Achtzigerjahren, erfolgte der Ruf nach «Remigration»: «Gehen Sie zurück nach Afrika.»

Austin de Drouillard tanzt als Dandy durch die High Society und wühlt sich immer tiefer in den Basler «Daig», ohne echte Zugehörigkeit zu finden. Bei den Schilderungen dieses verzweifelt-exzentrischen Lebens gerät sein Erzählen oft ins Grossspurig-Oberflächliche. Und lässt doch keinen Augenblick den Subtext eines Ichs vergessen, das sein Selbst vor den Mikroaggressionen und falschen Zuschreibungen retten muss.

Seine Autofiktion nimmt all diese Verwandlungsversuche auf und gerät streckenweise zu einem Schelmenroman, in dem das Ich furios Rollen und Masken ausprobiert. In einer Gesellschaft, die nichts von den Mühen eines nichtweissen Teenagers weiss, wird er immer mehr zum Paradiesvogel.

Jahre später wird er Philosophie, Linguistik und französische Literatur studieren, um, wie er schreibt, «eine Sprache zu haben» – und wird als Dozent in Kanada und Botswana lehren. Aber erst mit dem Schreiben seines Romans wird er sich der «Maske» entledigen können.

Leise Melancholie – Gianna Olinda Cadonau

Ganz anders, verhaltener, introvertierter und vorsichtiger ist der Tonfall in den Erzählungen von Gianna Olinda Cadonau, die von alltäglichen Situationen berichten: «Dina ist braun. (…) Wenn sie im Laden oder in der Post Romanisch spricht, glauben ihr die Leute die Sprache nicht, so dass sie denkt, es gebe vielleicht noch eine andere Sprache. Eine nur für sie.»

An der Sprache ihrer Protagonistinnen spielt die Autorin die Identitätsfrage durch. Eine der Heldinnen, Nina, lässt sie auf die Frage nach ihrer Herkunft sagen: «Rate. Meistens raten die Leute lieber, als dass sie fragen. (…) Sri Lanka, Indien, Pakistan, Bangladesch, viel mehr Möglichkeiten gibt es nicht.» Die Namen, offensichtliche Identitätsmerkmale, führen oft ins Fremde.

Fast immer tragen Cadonaus Figuren eine Namensunsicherheit mit sich, denn die Unsagbarkeit ihrer Herkunft haben sie auf die Unverträglichkeit ihres Namens übertragen. Manchmal werden sie von den Freundinnen anders genannt, oder sie spüren eine Entfremdung zum eigenen Namen: «‹Cirilla.› Es war seltsam, den eigenen Namen zu sagen. (…) einige Kinder riefen mir Chinchilla oder Gorilla hinterher.»

Cadonaus Erzählungen sind getragen von der leisen Melancholie der Suchenden, die ihren Platz in der Gesellschaft noch nicht gefunden haben – ihn vielleicht nie finden werden. Ihr Wunsch ist – konträr zu dem von Austin de Drouillard – «unauffälliger» zu werden, sodass man ihre Hautfarbe nicht mehr zur Kenntnis nimmt. Gleichzeitig wollen sie nicht länger übersehen werden.

Austin de Drouillard hat seine Exklusion akzeptiert und sie zu seiner eigenen Sache gemacht. Cadonaus Figuren vermeiden jede Verhaltensauffälligkeit, das gibt den Erzählungen eine feine, fast schon zauberhafte Rätselhaftigkeit. Dennoch bestehen auch ihre Protagonistinnen widerständig auf ihrer Vielfachidentität, indem sie neben ihrer indischen Kindheitssprache und dem Hochdeutschen auch die rätoromanische Sprache nicht preisgeben.

Cadonaus Figuren leben an der «Kante», an welcher der Absturz droht. Anju, die im Wald mit Tierschädeln und Steinen redet, wechselt, als Sprachlosigkeit sie befällt, unversehens in Urdu.

In einer der schönsten Erzählungen, «Ninas Lieder», nimmt die Titelheldin einen streunenden Hund aus einem Park in Mulhouse zu sich nach Hause. Der Hund wird nie einen Namen bekommen. Als er stirbt, pilgert Simon, der Erzähler, mit Nina zurück in den Park, um den namenlosen Hund dort zu begraben, wo er hergekommen ist. Berückender lässt sich von der Ortlosigkeit eines Adoptivkindes kaum erzählen.

Legt man beide Bücher wie Gewebeproben nebeneinander, werden die gemeinsamen Tiefenstrukturen sichtbar: sie berichten von den Schäden, die eine sich als homogen verstehende Gesellschaft mit falschen Zuschreibungen verursacht. Heute, wo der «Fremde» im nationalen Diskurs wieder verhandelt wird, weisen sie auf die Vulnerabilität jener hin, die als Fremde gelesen werden.

Die formale und inhaltliche Verschiedenheit der beiden Bücher bezeugt, dass es in einem postmigrantischen Land wie der Schweiz kein Zuviel an solchen Erzählungen gibt.

Zu den Büchern

Jean-Raoul Austin de Drouillard: «Im falschen Leben. Eine Jugend». Aus dem Französischen von Steven Wyss. Lenos, Basel 2026. 229 Seiten, ca. 29 Franken. (Die französische Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel «Le Masque».)

Gianna Olinda Cadonau: «Am Kantenhain. Erzählungen». Lenos, Basel 2026. 133 Seiten, ca. 26 Franken.